

wird erstmals eine umfassende, auf Archivmaterial bauende Biographie des früh verstorbenen Gelehrten vorgelegt, womit zugleich ein *aufschlußreicher Beitrag zur Erforschung des Hegelianismus nach 1840* geleistet wird.

Schwegler, Freund von Ferdinand Christian Baur und von Friedrich Theodor Vischer, schlug zunächst die typische Laufbahn eines württembergischen Pfarrerssohns seiner Zeit ein. Nach dem Landexamen und dem Besuch des Seminars in Schöntal studierte er seit 1836 am Evangelischen Stift zu Tübingen Theologie. Mit *immensem Arbeitsaufwand*, dem er *oft wochenlang den größten Teil der Nächte widmete*, erzielte er gegen Ende seiner Studienzeit mehrere theologische Preise, löste 1840 die Preisaufgabe der Ev. Theol. Fakultät zum Jahr 1840 als Bester und promovierte 1841 als 22-jähriger zum Dr. theol. Aufgrund seiner Auszeichnung, aber auch weil er *auf Unterstützung von seiten seiner Mutter, welche sechs unversorgte Kinder hat, nicht rechnen kann* – wie es in der Begründung hieß –, gewährte ihm der württembergische König ein einjähriges Reisestipendium in Deutschland. Nach Tübingen zurückgekehrt, sind die folgenden sechs Jahre des verbissenen forschenden und wild publizierenden Privatdozenten und Bibliothekars im Ev. Stift geprägt vom verzweifelten Bemühen um ein erträgliches Auskommen, um eine feste berufliche Anstellung. Im Zusammenhang mit seinem politischen Engagement 1848 ernennt ihn der württembergische König schließlich 29-jährig zum *außerordentlichen Professor der classischen Philologie mit Normalgehalt zweiter Classe*. Trotz der nun erfolgten materiellen Sicherheit blieb er rastlos tätig, zog sich immer mehr in seine Forschungen zurück, vereinsamte. Völlig überarbeitet starb er 1857 mit knapp 38 Jahren an einer Hirnblutung.

Neben seiner biographischen Würdigung geht der Autor vorliegenden Buches auf das Werk Schweglers ein, stellt es in den Zusammenhang des *kaum erforschten Hegelianismus nach 1840*, zeigt dessen erstaunliche, fachübergreifende Breite auf und *skizziert seinen Standort in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Manche Anregung erhält der Leser auch durch die in den Text eingefügten Kurzbiographien wichtiger Zeitgenossen Schweglers sowie die sorgfältig ausgewählten, beispielhaften und aufschlußreichen Quellentexte.

Wilfried Setzler

Schwäbischer Heimatkalender 1994. In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von Karl Napf. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1993. 128 Seiten mit 82 Abbildungen, davon 33 in Farbe. Kartonierte DM 13,80

Auch dieser Jahrgang des beliebten Kalenders bietet wieder Wissenswertes und Unterhaltsames bunt gemischt. Er beginnt mit einem Kalendarium, das abwechslungsreich garniert ist. Der jeweiligen Monatsübersicht folgt eine Seite über alte Wirtshausschilder und traditionelle Gasthausnamen. Im umfangreicheren Aufsatzteil stehen Erzählungen – vergnügliche und nachdenkliche – neben hi-

storischen Darstellungen, geographischen Abhandlungen, volkskundlichen und naturkundlichen Beiträgen oder originellen schwäbischen Koch- und Backrezepten. Der geographische Bogen spannt sich weit von Vaihingen an der Enz über den Stromberg, Stuttgart, Heidenheim bis ins Hohenlohische, in den Schwarzwald oder bis nach Oberschwaben.

Genauso breit gefächert sind die Themen. Da erfährt man was über den Weinbau und über den Most, über den Luchs und über die Wildbienen, über Friedhöfe und schwäbische Literaturgeschichte, über Jubilare und Jubiläen, über schwäbische Unternehmer und Betriebe. Gedichte und Anekdoten lockern den Text auf. Den Abschluß des Kalenders bilden ein Preisausschreiben und Buchbesprechungen. Übrigens machen das Ergebnis des letztjährigen Preisrätsels bzw. die Adressen der 20 Gewinner deutlich, wie weit der Leserkreis reicht: Da ging ein Preis (der erste!) nach 4840 Rheda Wiedenbrück, zwei in die USA, einer nach München und einer in die Türkei. Herzlicher Glückwunsch!

Alles in allem: wie immer ein empfehlenswertes Werk für jung und alt, für Schwaben und andere Leut, das weit mehr ist als nur ein Kalender.

Sibylle Wrobbel

GERHARD BLEIFUSS und GERHARD HERGENRÖDER: **Die Otto-Plantage Kilossa (1907–1914) – Aufbau und Ende eines kolonialen Unternehmens in Deutsch-Ostafrika.** (Schriftenreihe zur Stadtgeschichte Wendlingen am Neckar, Band 2). 106 Seiten, 100 Abbildungen, 9 Tabellen, 3 Karten. Broschiert DM 18,90
(Zu beziehen über die Stadtverwaltung 73240 Wendlingen a. N.)

Zu den ältesten Textilfabriken Württembergs gehörte die 1815 von Immanuel Friedrich Otto in Nürtingen als Türkischrotfärberei gegründete, die ein Jahr später auch Garn erzeugte. Unter dem Sohn des Firmengründers, Heinrich Otto, wurde seit 1859 das Werk Unterboihingen aufgebaut, seit 1875 das Werk Reichenbach/Fils. 1911 gehörten der Familie Otto dreizehn Fabriken, geführt von Heinrich Ottos Söhnen Robert (Unterboihingen) und Heinrich (Reichenbach) sowie dem Schwiegersohn Albert Melchior (Nürtingen).

Hauptlieferant der verarbeiteten Baumwolle waren von Anfang an die USA. Diese Abhängigkeit behinderte während des Sezessionskriegs 1861–1865 die Produktion außerordentlich. Später erschwerten die Spekulationen an der New Yorker Baumwollbörse die Kalkulationen der deutschen Textilfabriken immer wieder sehr. 1900–1902 verzeichnete die Unterboihinger Firma erstmals Verluste, die vor allem in der Spinnerei anfielen. Nun trat der 1906 zum Direktor der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt ernannte Bankier Bernhard Dernburg mit einem Programm für den Aufbau einer leistungsfähigen Wirtschaft, verbunden mit einer entsprechenden Infrastruktur, in den deutschen Schutzgebieten hervor. Hierzu zählte auch der

Baumwollanbau in Deutsch-Ostafrika. Dernburg gelang es, hierfür auch Heinrich Otto, Friedrich Engels und Fritz Otto zu gewinnen. Albert Melchior beteiligte sich nicht. Auch ein Konsortium um Konrad Gminder war zu einem entsprechenden Unternehmen bereit. Gleichzeitig wurde unter Federführung von Heinrich Otto und dem Stuttgarter Bankier Albert Schwarz die «Victoria-Nyanza-Dampfschiffahrtsgesellschaft» gegründet.

Als mit der Anlage der Otto-Plantage in Kilossa begonnen wurde, war die Ostafrikanische Zentraleisenbahn erst zu kleinen Teilen gebaut. Über eine Strecke von 380 km mußte das gesamte Material von Trägerkolonnen in Traglasten zu 30 kg befördert werden, wofür ca. vierzehn Tage benötigt wurden. Der heute in wenigen Stunden absolvierte Flug von Europa nach Ostafrika dauerte damals als Schiffsreise noch über drei Wochen. Der Bericht Fritz Ottos über eine solche Reise von Marseille nach Daressalam im Jahre 1913 wird mitgeteilt.

Das von der Kolonialverwaltung für die Pflanzen empfohlene Gebiet lag zwar an der Trasse der Ostafrikanischen Zentralbahn, war aber, wie es sich später herausstellte, hinsichtlich der Bodenqualität und des Klimas für den Baumwollanbau nicht so ganz geeignet. Ein besonderes Problem stellte der Mokontokwafluß dar, an dem Kilossa liegt. Nach jeder Regenzeit war sein Lauf verändert, und seine versumpfte Umgebung bildete eine Brutstätte der Anophelesmücke, der Überträgerin der Malaria.

Ausführlich schildern die Verfasser die Bemühungen um den Aufbau der Plantage. Seit 1909 wurden für die Bearbeitung des gerodeten Urwaldbodens Dampfpflüge eingesetzt. Wie es sich zeigte, trug das auf die Dauer zur Verschlechterung des Bodens bei. Auch die Qualität der erzeugten Baumwolle entsprach nicht den Erwartungen. So kann es nicht verwundern, daß 1913, im letzten vollständigen Geschäftsjahr, rechnerisch zwar ein kleiner Reingewinn erzielt werden konnte, angesichts des notwendigen Investitionbedarfs aber an eine Gewinnentnahme auf Jahre hinaus nicht zu denken war. Im selben Jahr 1913 betrug in den Spinnereien in Unterboihingen und Wendlingen der Anteil der amerikanischen Baumwolle nach wie vor 85 %, und jener aus der Pflanzung Kilossa erreichte erstmals 5 %. Im Blick auf die Resultate muß das Unternehmen in Kilossa als Fehlschlag bezeichnet werden. Ein spektakulärer Zusammenbruch wie bei vergleichbaren Unternehmen der Konkurrenz blieb der Firma Otto wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs erspart. Fehlschlagen war auch das koloniale Erschließungsprogramm des Deutschen Reiches.

Der Band beschreibt ausführlich den landesgeschichtlich bedeutsamen Versuch weitblickender Unternehmer, für den Industriestandort Württemberg die Rohstoffbasis zu sichern. Die zahlreichen Abbildungen veranschaulichen die Bemühungen um den Aufbau der Plantage und das koloniale Umfeld.

Hans Binder

JÖRG HASPEL: **Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung. Architekturstudien zur Wohnreform in Württemberg.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 22). Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 459 Seiten mit 173 Abbildungen. Kartoniert DM 78,-

Die Bedrohung der bürgerlichen Gesellschaft, die von den schlechten Lebens- und Wohnverhältnissen des entstehenden Industrieproletariats ausging, veranlaßte konservative Sozialtheoretiker seit Mitte des 19. Jahrhunderts, darüber nachzudenken, wie die Proletarier von kommunistischen und sozialistischen Einflüssen abgehalten werden könnten. Die Besitzlosigkeit des Proletariats erschien als das Hauptproblem, und daher wurde das Ziel propagiert, den Proletariern nach dem Vorbild der englischen Cottages den Besitz von Kleinhäusern zu ermöglichen. In der Praxis der deutschen Wohnungsbaupolitik erlangte dieses Leitbild, das der Integration der Arbeiter in die bürgerliche Gesellschaft diente, aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine nennenswerte Bedeutung. Vorher und namentlich im Kaiserreich lebten die allermeisten Arbeiter in den außerordentlich beengten Wohnverhältnissen der Mietskasernen. Den meisten Familien standen nur ein oder zwei Zimmer zur Verfügung. In der Regel hatte nicht einmal jedes Familienmitglied ein eigenes Bett; dies auch deswegen nicht, weil die Arbeiterfamilien, um Mietkosten zu sparen, vielfach gezwungen waren, Untermieter, sog. Schlafgänger, zu beherbergen. Diese Lebensverhältnisse wurden nicht nur als Nährboden der Sozialdemokratie gesehen. Die halb-offenen Wohnformen der Arbeiter erschienen auch als bedrohlicher Kontrast zum bürgerlichen Ideal der familiären Privatsphäre. Die gesundheitlichen, «sittlichen» und politischen Folgen dieses Wohnungsproblems boten immer wieder Anlaß, nach (finanzierbaren) architektonischen Realisierungsmöglichkeiten für jenes Leitbild des Arbeitereigenheimes zu suchen. Die Vorreiterfunktion, die der Arbeiterwohnungsbau in Ulm vor dem Ersten Weltkrieg spielte, ist das Thema des Buches von Jörg Haspel, das aus einer Tübinger kunsthistorischen Dissertation hervorgegangen ist. Es beschränkt sich nicht auf Ulm, sondern entwickelt seinen Gegenstand vor dem Hintergrund einer breiten Revue der unterschiedlichen Formen des Arbeiterwohnungsbaus in Württemberg.

Zu den relativ frühen Versuchen, der Wohnungsnot der Unterschichten und gleichzeitig ihrer geringen Seßhaftigkeit entgegenzusteuern, sie also möglichst an einen Betrieb zu binden, zählt der Bau von Mietwohnungen durch private Industriebetriebe oder staatliche Unternehmen. Aber meistens – und so auch in Ulm – war dieser Werkwohnungsbau einseitig an ökonomischen Zielsetzungen ausgerichtet. Er mündete daher in der Regel in dem Bau von Massenwohnungen: Die wohl erste Ulmer Mietskaserne (Seite 243) entstand Mitte der 1860er Jahre als Unterkunft für Bahnhof-Bedienstete, und von ähnlicher Gestalt war eine Reihe weiterer Häuser für Eisenbahner und Postler. Das bekannteste Gegenmodell angesichts solcher Massenquartiere, die gerade keinen Beitrag zu jener erstreb-